

Roulettbetrug: „Hm-krr-chch-zwo-zwo“

Wird in den staatlich konzessionierten Spielbanken in großem Stil manipuliert? Reisende Falschspieler treffen Absprachen mit dem Personal. Croupiers, behaupten

enttäuschte Zocker, werfen beim Roulett gezielt Gewinnzahlen an. Spielgeräte in einigen Casinos wurden präpariert, Kasino-Mitarbeiter sitzen in Untersuchungshaft.

Der Karlsruher Teppichhändler Armin Rose, 45, derzeit arbeitslos, leidet an einer fixen Idee. Im Keller einer Sozialwohnung hat er einen Roulettkessel aufgestellt, wie er in fast jedem Spielkasino zu finden ist. Dort trainiert er den sogenannten Zielwurf.

Rose behauptet, eine vorher angesagte Zahl mit hoher Wahrscheinlichkeit treffen zu können: Die Elfenbeinkugel, sagt er, falle bei ihrem Rundlauf um den entgegengesetzt drehenden Zahlenkranz schließlich genau in das Nummernfach, das er vorher anvisiert habe.

Hätte Rose mit seiner „speziellen Wurftechnik“ Erfolg, dann wäre ein weltweit florierendes Milliardengeschäft gefährdet. Das nur vom Zufall der unabsehbaren Zahlenfolgen bestimmte Glücksspiel Roulett müßte zu einer Geschicklichkeitsübung fingerfertiger Croupiers herabgestuft werden. Die behauptete Unbeeinflussbarkeit der rollenden, hüpfenden, bisweilen an rhombische Hindernisse anstoßenden Kugel wäre passé, jedwede Art von Manipulation möglich.

Seit Rose, der sich selber bankrott gespielt hat, seine Vorwürfe kürzlich dem Baden-Badener Schöffengericht zu Protokoll gegeben hat, ist die These vom gelenkten Roulettg Glück in Fach- und Branchenkreisen heiß umstritten. Experten des Bundeskriminalamts (BKA) halten Roses Behauptungen für „baren Unsinn“. Doch der Baden-Badener Roulettfabrikant Klaus Kies, 50, berichtete der Polizei in einem anderen Verfahren als Zeuge Ähnliches: Ein ehemaliger Croupier habe in seiner Firma „die Kugel mit großer Treffsicherheit dahin plazierte, wo er sie haben wollte“.

Die Attacken Roses, der den Spielbanken den Kampf angesagt hat, sind den auf Diskretion bedachten Roulettmanagern unangenehm. Denn sie lenken den Blick der Kritiker, die sich seit jeher mit kriminellen Machenschaften unerwünschter Trickspieler, Diebe und Betrüger beschäftigen, in eine andere Richtung – auf sie, die Glücksspielunternehmer selber.

Staatsanwälte und Roulettexperten haben seit langem den Verdacht, daß es in der stilvoll-gedämpften Atmosphäre der eleganten Spielsalons nicht immer so vornehm und korrekt zugeht, wie es die distinguierten Herren Crou-

piers, Saalchefs und Direktoren glauben machen wollen.

Den Mitarbeitern, vom Kasinochef bis zum Hausdiener, bleiben nach einschlägigen Erkenntnissen trotz strenger Haus-, Spiel- und Geräteordnung genug Möglichkeiten, den Glücksfaktor etwas zu mildern. Damit wächst offenbar die Versuchung, sich mit unsauberen Methoden am schnellen Geldgewinn zu betätigen.

In Wiesbaden genügten 1984/85 ein bißchen kriminelle Energie und die Wut einiger Croupiers über eine interne Verordnung, die sie als Enteignung empfanden, um die Spielbank zu betrügen. Nach Ansicht der Bankhalter hatten ihnen die Kasinokonzessionäre ihre Bezüge geschmälert, da sie einen neuen Geschäftsführer (Jahresbezüge: 230 000 Mark) aus der Trinkgeldabgabe der Spielbankbesucher entlohnten. Die Tribunkasse der Gewinnspieler, der Tronc, ist die Haupteinnahmequelle der nicht festangestellten Croupiers.

„Sie holten sich das“, sagt ein Ermittler, weil sie „annahmen, daß es ihnen die Chefs vorenthalten hätten“. Und zwar so: Mit zwei eingeweihten Gästen sprachen sie Gewinnspiele ab, die immer nach dem gleichen Muster abliefen. Die Spieler, einer von ihnen ein leibhaftiger Berliner Amtsrichter, machten kurz vor dem Fallen der Kugel ihre Zahlenansage, aber räuspernd und nuschelnd, so daß niemand sie verstehen konnte. Fiel

die Kugel auf eine von Mitspielern nicht belegte Zahl, sprach der Croupier dem Komplizen am Spieltisch kurzerhand den Gewinn zu – so, als habe dieser die ausgespielte Zahl richtig annonciert.

Der Fachautor Walter Faber, 66, nennt die in Wiesbaden praktizierte Variante der ungesetzlichen Arbeitsteilung am Roulettkessel das „Hm-zwo-zwo“-Spiel. „Der Spieler, der mit im Bunde ist“, so Faber, „spielt eine Zeitlang ein Nebennummernspiel.“ Er setzt gegen geringe Einsätze auf wechselnde Zahlen, aber immer mit den linken und rechten Nachbarziffern dazu – zwei links, zwei rechts. Die Ansage lautet etwa: „14-zwo-zwo“ oder „9-zwo-zwo“.

In günstig scheinenden Augenblicken annonciert der Schrägspieler undeutlich: „hm-krr-chch-zwo-zwo“. Der Croupier verkündet beim Fall der Kugel, etwa auf die 29, bestätigend „die 29 für den Herrn“ – oder auch mal eine der mitgesetzten Nebennummern, um das Zusammenspiel nicht allzu deutlich werden zu lassen.

Die Gewinne, mal Tarnbeträge in geringer Höhe, mal fette Beute wie 190 000 oder 265 000 Mark, wurden zwischen den Wiesbadener Kesselhütern und den mit ihnen verbündeten Absahmern redlich geteilt.

Die Gewinner machten nur den Fehler, mit allzu dreisten Murnelspielen den Argwohn unbeteiligter Kasinogäste zu erregen, die ihre Beobachtungen der



Glücksspiel-Opfer Rose, Übungsgerät: Spezielle Wurftechnik trainiert



Roulettisch der Spielbank Bad Neuenahr: „Bestimmte Gäste kommen, wenn bestimmte Croupiers Dienst haben“

Direktion meldeten. Die Telephone verdächtiger Croupiers wurden abgehört. Heraus kam, daß ein stellvertretender Betriebsratsvorsitzender der hundert Wiesbadener Croupiers acht Kollegen zu der illegalen Wiedergutmachungsaktion überredet hatte. Bei günstigen Gelegenheiten ließ der Anstifter einen früheren Studienfreund, den beteiligten Amtsrichter, von Berlin nach Rhein-Main einfliegen.

Erstaunt vernahmen die Ermittler in den mitgeschnittenen Telephonaten auch die ihnen bekannte Stimme einer BKA-Angehörigen. Die Mitarbeiterin des Abteilungspräsidenten für Kriminaltechnik, Wolfgang Steinke, ist mit einem der beschuldigten Croupiers verheiratet. Die kriminelle Gewinngemeinschaft, darunter ihr Ehemann, wurde 1987 vom Wiesbadener Landgericht wegen Untreue zu Haftstrafen von acht bis 21 Monaten mit Bewährung verurteilt.

Der überschaubare Kreis der Wiesbadener Abzocker fügt sich als Facette in ein finsternes Kolossalbild, das sich Fahnder wie Peps Zoller, 51, Rouletteexperte des Bayerischen Landeskriminalamts, von der ganzen Branche machen. „In den Spielbanken ist so viel Geld zu holen“, meint Zoller, „daß die organisierte Kriminalität daran nicht vorbeischiert.“

Manche Profis arbeiten mit höchster technischer Raffinesse. So entdeckte ein Saalchef im Kasino in Velden am Wörthersee bei einem verdächtigen Spieler eine Laserkanone: Von einer Gaspatrione (Aufschrift: „Freon '12“) unter seinem Jackett führte ein Schlauch durch den Ärmel zu einer Herrenhandtasche.

Mit einem gebündelten Lichtstrahl aus dem im Ledertäschchen verborgenen Zielgerät visierte der später als Mario Duina identifizierte Mann die ausrollende Kugel an. Ein Komplize namens Rolando Pelizza löste mit einem versteckten Funkgerät im richtigen, voraus-kalkulierten Augenblick ein Signal aus, und ein Strom des geruch- und geräuschten Gases „Freon '12“ stoppte die Kugel exakt an jenen Zahlen, die vier spielende Mitwisser gesetzt hatten (siehe Graphik Seite 55). Über die Effizienz dieses Tricks meldeten Kriminaltechniker aus Klagenfurt ihren Interpol-Kollegen in Europa auf dem Dienstweg: „Acht von zehn Spielen wurden bei der Rekonstruktion gewonnen.“

Banden wie in Wiesbaden oder in Velden, glaubt Norbert Weise, Leitender Koblenzer Oberstaatsanwalt, operieren „heute fast in jedem Kasino“. Auch Interpol berichtet von Hinweisen auf europaweit operierende Falschspieler-Syndikate: Da gebe es eine „Union Corse“, die von Genua und Marseille aus die Fäden zieht, eine Mailänder Mafia, die Seminare für kriminellen Spielbanknachwuchs abhält, ferner eine Kasinobande von Jugoslawen und eine Holland-Connection.

In der Spielbank Bad Neuenahr ließ eine Hundertschaft von Ermittlern im Juni eine verdächtige Glücksspieltruppe mit bundesweiten Beziehungen und internationalem Hintergrund hochgehen. Der Hamburger Berufsspieler Horst Bratschke, 39, der in Bad Neuenahr bereits als „gefährlicher Falschspieler“ registriert war, wurde an einem Sonntagmorgen um 6.30 Uhr aus dem Bett heraus verhaftet.

Zwölf mutmaßliche Komplizen, darunter vier Croupiers und ein stellvertretender Saalchef, wanderten mit ihm in Untersuchungshaft. Und letzte Woche geriet noch ein 50-jähriger Österreicher ins Netz der Telefonüberwachung und wurde ebenfalls festgenommen.

Bratschke, als Spieler ohnehin gesperrt, hatte sich zuletzt nicht mehr an Spielkarten- und Roulettischen hervorgetan, sondern ein reisendes Gastspiel-Ensemble aus dem Hintergrund dirigiert.

Glücksspieler aus dem Inland, aber auch aus Frankreich, England und anderswoher hörten – und flogen – auf sein Kommando. Erste Erkenntnis der zunächst alarmierten hauseigenen Ermittler: „Bestimmte Gäste kommen immer zu bestimmten Zeiten, wenn bestimmte Croupiers Dienst haben.“

Es stellte sich heraus, daß einige offenbar bestochene Croupiers noch versiegelte, scheinbar fabrikneue Baccara-Spielkarten in Wahrheit gezinkt und dem für die Kartenausgabe zuständigen Kasinodirektor untergeschoben hatten. Der Saladier, der Jeton-Verwalter am Roulette, soll den Bratschke-Marionetten fingierte Gewinne ausgezahlt haben.

Festlich gekleidete BKA-Beamte und Kollegen vom Mobilen Einsatzkommando hockten mit Leihgeld aus der rheinland-pfälzischen Landeskasse an Roulette- und Baccaratischen und sahen dabei den Filous auf die Finger. Der Schaden, taxiert Spielbankdirektor Bert Hanken, 55, „geht in die Millionen“.

Die meisten Verhafteten schweigen, aber Chefermittler Weise ist „sicher, daß

die Bande weit größer ist“. Hanken hörte schon von mindestens „fünf weiteren Spielbanken“, in denen Bratschkes Zocker erfolgreich gastiert haben sollen. Der Hintermann, heißt es in Fahnderkreisen, sei ein noch gesuchter Brite mit Querverbindungen nach Paris und Monaco.

Die Dunkelziffer scheint in der Bundesrepublik höher als in vergleichbaren Ländern. Während in den USA ein „Gaming Control Board“ und in Frankreich die „Police de Jeu“ das Glücksspiel überwachen, vertreten in westdeutschen Spielbanken ein paar Finanzbeamte den Staat, um die öffentliche Hand nach der 80prozentigen Abgabe auszustrecken. Als Kontrolleure des Spielbetriebs sind die Beamten hoffnungslos überfordert.

zahlung für ein sogenanntes Plein, einen Treffer auf die gesetzte Zahl, unterhand gleich einen Tausender zusätzlich brachte.

Etwas gravierender als solche kleinen Gefälligkeiten war die „Affäre Goldfinger“, Zollers bisher größter Kasinofall. Gut 100 Aktenordner mußte eine von ihm geführte Sonderkommission anlegen, um den Münchner Systemspieler Wladimir Granec, 68, zu überführen.

Der alte Herr, in Branchenkreisen als „Goldfinger“ berühmt, ließ über Jahre Dutzende von Lohnschreibern an Europas Spieltischen die gefallen Roulettzahlen notieren und zu sogenannten Permanenzen gruppieren. Zweck der Dauerübung: Granec wollte Abweichungen in den vom Zufall diktierten Zahlenfolgen herausfinden, also gewisse Häufungen bestimmter Ziffern, die auf leichten Fehlern oder Verschleißfolgen der Roulettekessel beruhen. Solche Abweichun-

gen waren früher von sogenannten Kesselfehlern zu spektakulären Gewinntourneen ausgenutzt worden.

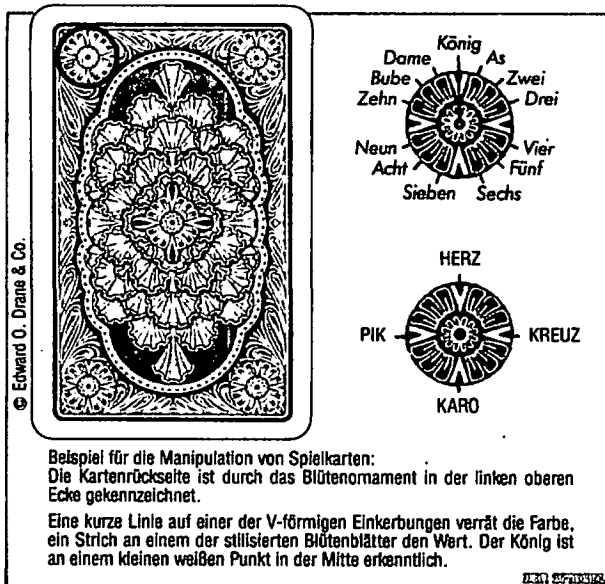
Monatelang habe Granec, gebürtiger Slowake und einst Redakteur bei Radio Free Europe, in seinem Zimmer gesessen und Kolonnen mit bis zu 30 000 Gewinnzahlen auf verwertbare Ausreißer untersucht, erzählte seine Ehefrau später vor Gericht. Anschließend schickte er dann Auftragsspieler vor Ort, rüstete sie mit 150 000 Mark Spielgeld und 250 Mark Spesen pro Tag aus und ließ sie mit großem Erfolg auf die ermittelten, gehäuft auftretenden Zahlen setzen.

Alles nur Bluff, behaupten die Ermittler. In Wahrheit habe Granec solche Kesselfehler nicht nur ausgenutzt, sondern zuvor mit Hilfe von Spielbankkomplizen manipulativ herbeigeführt – also kriminell gespielt. Tatsächlich wurden bei den Nachforschungen auch Querverbindungen zur „Union Corse“, nach Las Vegas und zur Cosa-Nostra-Familie Genovese sichtbar.



Kasinofahnder Zoller, Zocker Granec*: 150 000 Mark Spielgeld für Auftragsspieler vor Ort

Mauscheleien zwischen Spielern und Spielbankern sind besonders schwer aufzudecken, kommen aber öfters vor. „Die kennen sich doch, spielen Tennis miteinander“ und gehen zusammen Ski laufen“, weiß der bayrische Kasinofahnder Zoller. Rouletteautor Faber machte vor Jahren in Monte Carlo die Erfahrung, daß schon ein üppiges Anfangstrinkgeld, 500 Franc „pour les employés“, bei der erstbesten Aus-



Doch das Münchner Landgericht ließ sich auf die verwirrenden Interpol-Indizien gar nicht erst ein, sondern konzentrierte sich auf Goldfingers Wirken in Bayern – etwa in Bad Wiessee, wo seine Roulettejungen binnen drei Jahren 6,8 Millionen Mark eingesackt hatten.

Das Gericht hielt das Foulspiel am Zahlenkessel für erwiesen und verdonnerte Granec wegen Betrugs zu viereinhalb Jahren Gefängnis. Das Urteil wurde letztes Jahr rechtskräftig. Ein Herzleidenden des mehrfach operierten Kasinoschrecks bewahrte ihn nach der Verurteilung vor dem Haftantritt.

Im Herbst wird es neue Aufregung für ihn geben. Dann muß sich der frühere technische Spielbankdirektor von Bad Wiessee, Horst Wenta, einst angeblich ein Granec-Vertrauter, wegen enttarnter Kesselmanipulationen vor Gericht verantworten. Doch schon sucht Granec

* Im Juni 1984 mit Anwalt vor einem Münchner Gericht.

über Inserate wieder Auftragsspieler, die 20 000 Mark Kautions bei einem Anwalt hinterlegen müssen, damit sie nach einem Gewinn nicht gleich untertauchen.

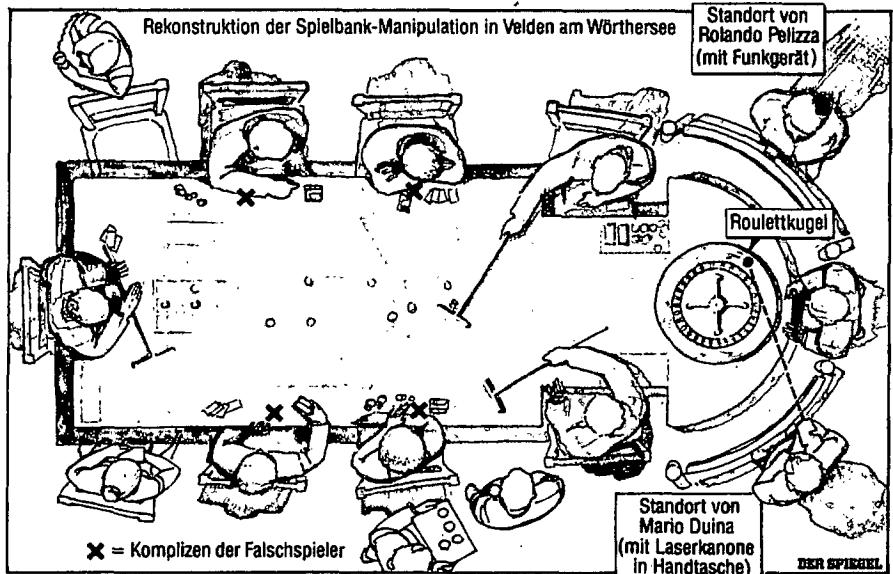
Daß bei seinem verzweigten Spielbetrieb noch vieles im dunkeln blieb, lesen die Fahnder aus einem Granec-Notizbuch ab. Darin waren Kürzel für zahlreiche Spielbanken vermerkt, etwa Bad Wiessee, Bentheim, Zaragosa oder Rhodos. Und siehe da: Überall dort wurden auch technische Manipulationen an Roulettekesseln entdeckt.

Einen auffälligen Quervermerk lieferte der von Granec notierte Name „Ristenbiehl“. Den Mann gibt es wirklich. Die nordrhein-westfälische Polizei stieß bei einem nächtlichen Einsatz im Juni 1982 auf ihn – in einem Aachener Hotelzimmer. Dort war Ristenbiehl gerade konzentriert dabei, ein Roulettegerät zu manipulieren. Das Erstaunliche daran: Es handelte sich um den Original-Drehzylinder, also die rotierende Zahlenschüssel, eines Spielkessels aus der Aachener Spielbank.

Die Polizei hatte sich so etwas schon gedacht, bevor sie das Hotelzimmer stürmte. Den Ermittlern war ein früherer Croupier gemeldet worden, der als Systemspieler an drei Tagen gut 300 000 Mark gewonnen hatte. Sie beschatteten daraufhin drei Männer, die sie mit dem Ex-Croupier in Verbindung brachten, einen Belgier, einen Niederländer und einen Amerikaner.

Prompt beobachteten die Fahnder eines Nachts, wie das Trio am Personaleingang der Spielbank vorfuhr. Zwei von ihnen schleppten eine schwere Reisetasche ins Haus, kamen damit wieder heraus und ließen sich von dem Dritten ins Hotel zurückfahren. Das Geschehen war leicht zu deuten. Die Männer hatten einen eigenen Roulettezyylinder mitgebracht, in der Spielbank installiert und das vorhandene Kasinogerät aus dem Rouletteaal mitgenommen. Ein vermutlich bestochener Angestellter hatte ihnen Zutritt zum Saal verschafft. Nach der Manipulation des Apparats durch Ristenbiehl sollten die Zylinder noch in derselben Nacht zurückgetauscht werden. Vom nächsten Tag an hätte ein Kesselfehlspieler gewinnreich auf die von Ristenbiehl produzierten Ausreißernummern setzen können.

Obwohl die Männer auf frischer Tat ertappt wurden, konnte ihnen die Justiz nicht recht beikommen. Das Aachener Landgericht wertete den Trick nicht als Betrugsversuch, sondern als „straffreie Vorbereitungshandlung“. Der Vorwurf des Hausfriedensbruchs und der „Urkundenunterdrückung in Form einer Urkundenvernichtung“ – die Täter hatten eine Plombe am Gerät gelöst – brachte ihnen lediglich Geldstrafen ein, die sie mühelos bezahlen konnten. Allein in einem ihrer Aktenkoffer hatte die Polizei neben zwei Funkgeräten einen tintenfrischen Scheck über eine halbe Million belgische Franc gefunden.



Manipulationsgerät Laserkanone
Lichtstrahl aus der Ledertasche

Auch in diesem Fall zeigten sich wieder zahlreiche Spuren in die weite Welt des Glücksspiels. Ein Gutachter des Bayerischen Landeskriminalamts erkannte bei der Aachener Zylinder-Zubereitung die gleiche Handschrift wie bei ähnlichen Roulette-Manipulationen in Kasinos an der Riviera.

Hier wie dort waren Stege von Zahlenfächern gelockert worden, um die Kugel weniger leicht darüber hinweggleiten zu lassen und dadurch Zahlenhäufungen herbeizuführen. Anderswo wurde auch der Filz bei einigen Zahlenfeldern mit Leim oder Klebstoff bestrichen, um die Kugel zu bremsen.

Die zahlreichen Fragwürdigkeiten im Glücksgewerbe lassen das Spielbankopfer Armin Rose in Karlsruhe längst daran zweifeln, ob Kasinogäste überhaupt noch irgendwo von einem geordneten Spielbetrieb ausgehen können. So will er in Erfahrung gebracht haben, daß Gewinner in staatlich konzessionierten Spielbanken oft gar keine echten Besucher seien, sondern Croupiers anderer Kasinos, die mit Leihgeld und Jetons aus der Spielbankkasse fremde Gäste zum Spielen animieren.

Er selbst, sagt Rose, habe als „früherer Suchtspieler“ mit den Jahren „über zwei Millionen Mark verloren“. Nun sucht er, wie so viele, Revanche für den „großen Beschiss“.

Vor Gericht landete er wegen einer spektakulären Auto-Attacke auf die feudale Baden-Badener Spielbank. Nachts, um viertel vor zwei, war er im Februar letzten Jahres mit einem geleaseten Isuzu-Trooper durch die splitternde Sicherheitslastür gedonnert. Sodann rollte er in den Wintergarten, setzte vor und zurück wie mit einem Bulldozer und legte mehrere Roulette-tische um. Ein amerikanischer

Tourist stoppte den Angetrunkenen mit einem Pistolenschuß in einen Reifen des Geländewagens.

Das Baden-Badener Schöffengericht verurteilte Rose wegen Sachbeschädigung und Fahrens ohne Führerschein zu zehn Monaten Haft. Die Richter hörten aber bei seinen Erzählungen über Zielwürfe versierter Croupiers aufmerksam zu.

Auf den Trick will Rose im Lindauer Kasino gestoßen sein. Dort sei er einmal zwei Stunden zu früh erschienen und habe die Croupiers insgeheim „beim Probewerfen“ beobachtet. Bei zehn Würfeln Richtung Zero habe einer der Männer achtmal getroffen, was ein Vorgesetzter mit der Bemerkung quittiert habe, der Kollege habe offenbar „einen schlechten Tag“ erwischt.

Von seinen eigenen Zielübungen hat Rose inzwischen eine Videoaufnahme gefertigt, in der er den „Weg zum Zielwurf“ erläutert. Entscheidend sei, so sagt er, mit der Kugel die gleiche Geschwindigkeit zu erreichen, in der sich auch – allerdings entgegengesetzt – der Zylinder dreht. Bei einer Demonstration

für den SPIEGEL warf er Ende Juni zweimal hintereinander die gewünschte Zero, die angesagte 19 verfehlte er um ein Feld.

Das Schöffengericht, offenbar vor allem von der zustimmenden Aussage des Kesselfabrikanten Kies beeindruckt, ging schließlich „davon aus“, daß es einem „geschulten Croupier möglich“ sei, „eine bestimmte Zahl“ zu treffen.

„Abwegig“, so das Gericht, sei nur die Annahme, diese Wurftechnik werde überall „systematisch angewandt“.

MEDIZIN

Chance vertan

Das einzige und erfolgreiche Modell ambulanter Nachsorge für Krebskranke in der Bundesrepublik scheitert am Widerstand der Kassenärzte.

Katja Feldmann*, 44, Mutter von drei Kindern in einer kleinen Gemeinde im Neckar-Odenwald-Kreis, hat zwei Darmkrebs-Operationen und langen Klinikaufenthalt hinter sich. Sie muß regelmäßig untersucht und mit Medikamenten behandelt werden, sie hat Ernährungs- und Ausscheidungsprobleme, Metastasen im Magenbereich sind nicht auszuschließen.

Gleichwohl kann sie seit mehr als zwei Jahren ihren Haushalt versorgen. Sie kann für ihren Ehemann, der als Handelsvertreter reist, Aufträge annehmen und die Buchhaltung erledigen, auch zur Hilfe bei den Hausaufgaben ist sie immer bereit.

Das geht nur, weil sie regelmäßig von einem Team für Tumornachsorge besucht und betreut wird. Aus dem 50 Kilometer entfernten Heidelberg kommen ein Onkologe, ein Psychologe und eine Krankenschwester, der Hausarzt wird bei den Visiten hinzugezogen. Die Patientin wird behandelt und ermuntert, die Angehörigen werden aufgeklärt und im Umgang mit der Krebskranken beraten.

Das läuft so, für alle Beteiligten befriedigend, noch bis Ende September. Danach muß Katja Feldmann die umständliche Tour ins Heidelberger Universitätsklinikum auf sich nehmen, möglicherweise auch immer wieder einen stationären Aufenthalt, und sie muß sich zusätzlich der Behandlung eines örtlichen Arztes ohne Spezialkenntnisse anvertrauen.

Denn am 30. September endet das Krebsmedizin-Modell „Mobile ambulante Nachbehandlung“ (MAN), das, bundesweit einzigartig, im November 1986 vom Tumorzentrum Heidelberg/Mannheim nach amerikanischem Vorbild gestartet und vom Land Baden-Württemberg bis jetzt mit 800 000 Mark gefördert wurde.

* Name von der Redaktion geändert.



Krebs-Chemotherapie in der Klinik: Abschieben ins Getto?

Das Projekt ermöglicht, so sein Initiator, Professor Peter Schlag, 41, Leiter der Sektion für Chirurgische Onkologie an der Uni-Klinik Heidelberg, „individualisierte Behandlung, ohne den erreichten Standard der Therapie zu gefährden“.

Rund 200 Krebskranke wurden bis jetzt von MAN-Mannschaften zu Hause behandelt, über die wissenschaftliche Begleitung von 162 Fällen – von November 1986 bis August 1988 – wurde in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ („DMW“) Bilanz gezogen (SPIEGEL 30/1989): Mit 1352 Einsätzen kümmerten sich MAN-Ärzteams bei 97 Männern und 65 Frauen – zwischen 12 und 87 Jahre alt – um kontinuierliche Chemotherapie und intravenöse Versorgung, um künstliche Ernährung und psychosoziale Betreuung nach Karzinom-Eingriffen, um Langzeit-Schmerztherapie und auch, so der „DMW“-Bericht, um eine „terminale Behandlung“, ärztliche Zuwendung bis zum Tod.

Längst sind sich führende Mediziner einig darin, daß es unmenschlich wäre, Krebskranke nach oft jahrelangen Therapien, nach Radikaloperationen, hochdosierten Bestrahlungen und Chemo-Torturen am Ende einfach ihrem Schicksal zu überlassen – gequältem und behindertem Weiterleben oder absehbarem letalem Ausgang.

Nach Ansicht des Nürnberger Krebsmediziners Professor Walter Gallmeier,

eines der prominentesten westdeutschen Onkologen, genügte es in vielen Fällen – etwa dann, wenn das Arsenal der Krebsmittel versagt hat –, den Kranken regelmäßig zu sehen, mit ihm zu sprechen, ihn auf Symptome im Falle eines fortschreitenden Tumors zu untersuchen und sein Leiden zu mildern.

Die Krebskranken, so die Spezialisten, sollen von familiennaher Behandlung profitieren, deprimierende Klinikaufenthalte sollen ihnen möglichst erspart bleiben; trotz ihrer Krankheit könnten sich viele in gewohnter Umgebung bewegen, sie brauchen nicht ins Getto onkologischer Zentren abgeschoben zu werden.

Die MAN-Teams des Heidelberger Modells bewährten sich als Bindeglied zwischen Patient, Hausarzt, Tumorzentrum und Sozialstation. Sie

ermöglichten verbesserten Informationsaustausch und bewirkten eine Entlastung des Klinikpersonals. Die mobilen Helfer berücksichtigen die Behandlungssituation und das soziale Umfeld des Patienten, kümmern sich um Medikamentierung und Wartung von Therapiegeräten.

„Die Ergebnisse unseres Projekts zeigen“, so belegt Professor Schlag, „daß eine solche Form der Krankenversorgung möglich ist und zu wesentlichen Erleichterungen für den Patienten führen kann, das Familienleben läßt sich fortsetzen, teilweise sogar die Berufstätigkeit.“

Allen positiven Erkenntnissen und Prognosen zum Trotz hat jedoch die örtlich zuständige Kassenärztliche Vereinigung Nordbaden (KVN) im Juli entschieden, das MAN-Modell nicht in die Regelversorgung zu übernehmen und nicht weiter mitzutragen. Beschlußwortlaut: „Der Vorstand der KV ist der Meinung, daß die Versorgung der Tumorkranken durch die Hausärzte gewährleistet werden kann.“

Noch im Juni hatte sich Baden-Württembergs christdemokratische Gesundheits- und Sozialministerin Barbara Schäfer, 54, auf eine besorgte Anfrage der Grünen im Stuttgarter Landtag optimistisch geäußert: Die kassenärztlichen Bedenken würden vom Ministerium „nicht geteilt“.

Das Schäfer-Ministerium hätte das MAN-Modell gern als Regelversorgung